

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Billerstr. 6.

Nr. 19.

Samstag, 4. November 1882.

1. Jahrg.

Die Seelen-Achse.

Skizze aus dem Leben eines Einjährig-Freiwilligen.

„Die Seelen-Achse des Gewehres ist eine gerade durch die Mitte des Laufes gedachte Linie. Sie ist also nur eine Linie, die man sich denkt. Ich habe Euch das schon so oft erklärt. Habt Ihr mich auch deutlich verstanden?“ fragte der einjährig-freiwillige Gefreite Börner seine Instruktions-Abteilung.

„Zu Befehl!“ riefen die 42 Wasser-Polacken, denen er die Mythen der „Theorie des Schießens“ zugänglich machen sollte. Es gehört dieses Instruktions-Thema zu den „Offizierskapiteln“, d. h. zu denjenigen Kapiteln, welche von Offizieren instruiert werden sollen. Es gab nun aber bei der 11. Compagnie des Regiments keinen Offizier, der des Wasserpölnischen soweit mächtig gewesen wäre, um die Instruktion der „Polen“ zu übernehmen. Börner jedoch sprach jenen Jargon fertig und galt außerdem für einen tüchtigen Instructeur, und so entschloß sich sein Compagniechef, ihm die Offizier-Abteilung der Polen zur Ausbildung in der Instruktion anzuvertrauen. Börner wurde dieser Ehre nicht ohne eine längere Rede des Hauptmanns theilhaftig.

Börner hatte sich diese Rede sehr wohl zu Herzen genommen, und da er ein gewissenhafter, schneidiger Soldat war, hatte er sich mit seinen Polacken die denkbarste Mühe gegeben und auch recht schöne Resultate erzielt; nur mit der unglücklichen „Theorie des Schießens“ wollte es nicht gehen. Es gibt eben Sachen, die unmöglich sind, und zu diesen gehört es, einer größern Anzahl Wasser-Polacken die Bezirke: Flugbahn, Scheitelpunkt, Visierlinie, Seelen-Achse, Kasanz so klar zu machen, daß jeder einzelne Mann das volle Verständnis für diese Dinge hat. Börner wollte das Verständnis erzwingen und war in Verzweiflung, daß ihm dies nicht gelang. In 8 Tagen sollte er dem Compagniechef die Abteilung „vorinstruieren“ und zehntausend Millionen Donnerwetter fahren ihm dabei auf den Kopf, wenn es dann nicht so ging wie es gehen sollte.

„Ihr habt die Sache also alle verstanden?“ fragte Börner noch einmal.

„Zu Befehl!“ antwortete der Chorus.

„Koprowolski, haben Sie verstanden, was eine Seelen-Achse ist?“

„Zu Befehl!“ antwortete Koprowolski, trotzdem

er notorisch der dümmste Kerl der ganzen Abteilung war.

„Das freut mich,“ entgegnete Börner, welcher fast eine Stunde lang nur von der „Seelen-Achse“ doziert und schon ganz erschöpft und nervös war. „Was ist also eine Seelen-Achse?“

„Mitte Lauf gedachter grader Linie“, antwortete präzise Koprowolski.

„Gut. Die Erklärung können Sie auswendig. Verstehen Sie auch, was das heißt: eine gedachte Linie?“

„Zu Befehl!“

„Nun, wir wollen einmal die Probe machen. Passen Sie gut auf und überlegen Sie sich die Antwort auf die Frage, die ich jetzt stelle, recht genau. Also: Können Sie, Koprowolski, aus Ihrem Gewehr die Seelen-Achse herausnehmen?“

Koprowolski zögerte noch einen Augenblick mit der Antwort, dann pläzte er heraus: „Ja wohl!“

Klatsch! Koprowolski hatte eine untadelige Ohrfeige sitzen, und Börner, der sie ihm in höchster Wut über die soeben gezeigte Dummheit gegeben hatte, erschraf im nächsten Augenblicke fast mehr als der Gezüchtigte. Sein Aerger war freilich keine Entschuldigung für die Ueberschreitung, deren er sich schuldig gemacht hatte. Wenn ihn der Geschlagene meldete, so war Börner wirklich in unsagbarer Verlegenheit. Koprowolski hatte nach Empfang seiner Ohrfeige muckstill gestanden, aber er warf Börner einen Blick zu, der diesem nichts Gutes versprach.

Um seine Verlegenheit zu bemänteln, kommandierte Börner: „Weggetreten!“

Stramm machte die Abteilung „Rehrt“ und verließ das große Zimmer, welches zu Instruktionszwecken in der Kaserne eingerichtet war. — —

„Aber, Kerl, Du hast doch schon mehr als eine Ohrfeige bekommen und nichts gesagt, warum machst Du denn jetzt auf einmal Skandal?“ sagte der Feldwebel zu Koprowolski, den er in sein Bureau hatte citieren lassen.

„Panie Unteroffizier hauen — gut, Einjähriges hauen — melden!“ antwortete Koprowolski.

„Du meinst, wenn Dir ein Unteroffizier eine auswischt, das schade nichts, aber von einem Einjährigen willst Du Dir das nicht gefallen lassen!“

„Zu Befehl!“

„Kerl! Sei doch nicht so dumm, das kann Dir doch gleichgültig sein, von wem Du geprügelt wirst! Willst Du wirklich, daß ich Deine Beschwerde über den Einjährigen Börner weiter melde?“

„Zu Befehl!“

„Scheer Dich raus, Du Lurbaß!“

Koprowolski verschwand, der Feldwebel rief nach seiner Ordnung und ließ Börner holen. Nachdem er ihm einen ernstlichen Verweis wegen seiner unseligen Ohrfeige erteilt, schloß er seine Rede mit der Mahnung: „Versuchen Sie auf irgend eine Weise den Kerl zu veranlassen, daß er seine Beschwerde zurückzieht, ich kann in der Sache nichts mehr thun. Sie können durch die Geschichte um Ihre Schnüre kommen. Also bringen Sie die Sache noch heute in Ordnung. Sie können gehen.“

Börner war in heller Verzweiflung. Seine ganze Zukunft konnte durch jene Ohrfeige in Frage gestellt werden. Er war Postpraktikant in seinem Zivilverhältnis und bei seiner Behörde würde man ihm eine so schwere Strafe wie acht Tage strengen Arrest oder womöglich den Verlust der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst wohl kaum verzeihen. Er sah in seiner Angst noch schwärzer als notwendig. Und Helene? Börner überließ es eiskalt, als er an diesen Namen und seine Trägerin dachte.

Den Geschlagenen konnte Börner nicht um Verzeihung bitten, das wäre militärisch taktlos gewesen und hätte wohl auch nichts geholfen. Was nun thun?

Doch der Himmel erbarmt sich selbst eines armen Einjährig-Freiwillig-Gefreiten, wenn er in Not ist. Börner traf auf dem Heimwege den Unteroffizier Werner von der 11. Compagnie und dieser sagte lachend, als er Börners Unglück erfahren:

„Wenns weiter nichts ist als das! Da will ich Ihnen einen guten Rat geben. Bei Pastors, die dicht bei der Kaserne wohnen, ist ein Dienstmädchen, in welches der Kerl, der Koprowolski, toll verliebt ist. Er versucht schon seit Monaten mit ihr ein Verhältnis anzufangen, sie will aber von dem Polaken nichts wissen. Wenden Sie sich an das Mädchen, machen Sie ihr ein kleines Geschenk und veranlassen Sie sie, daß sie dem Kerl wegen der Beschwerde ein gutes Wort giebt. Sie sollen sehen, der Mensch thut alles, was ihm das Mädchen sagt. Probieren Sie es nur! Sie werden sehen, das ist das beste Mittel, um die ganze Geschichte tot zu machen.“

Börner bedankte sich für den guten Rat, trotzdem ihm derselbe außerordentlich sonderbar vorkam. Als ihm jedoch bis zum Einbruch der Dunkelheit kein anderes Auskunftsmittel eingefallen war, beschloß er, den verzweifelten Schritt zu thun. Das Schwierigste war, eine Annäherung an die Küchenfee zu bewerkstelligen. Aber Börner machte sich einen Feldzugsplan zurecht, mit dem er reüssieren zu können glaubte. Er kaufte bei dem einzigen Juwelier der kleinen Garnisonstadt einen billigen goldenen Ring, dann wartete er den vollen Einbruch der Dunkelheit ab und schlich sich vor die Pastor-Wohnung. Eine Straßenlaterne erhellte mäßig das Vorgärtchen des niedrigen, alten Hauses, an dessen Wand gedrückt Börner einen Beobachtungsposten bezog. Nach einigem Warten trat das Dienstmädchen aus der Pastor-Wohnung, um Wasser von dem Brunnen zu holen, der an der Straße lag.

Als sie nach dem Hause zurückkehrte, trat ihr in dem Vorgärtchen Börner entgegen.

Das Mädchen stieß einen unterdrückten Schrei aus, weil sie über das Herantreten des fremden Mannes erschrak. Börner flüsterte ihr jedoch zu:

„Erschrecken Sie nicht. Ich will Ihnen nichts Böses thun. Ich will Sie nur um einen Gefallen bitten. Hier den Ring schenke ich Ihnen, und wenn Sie mir den Gefallen thun, noch ein goldenes Medaillon!“

Das Mädchen sah prüfend Börner an und schien zu schwanken, welche Antwort sie ihm geben solle, die Neugierde schien aber bei ihr die Oberhand zu gewinnen, denn sie sagte:

„Treten Sie in den Hausflur! hier können wir nicht stehen bleiben.“

Börner folgte dem Dienstmädchen in den dunkeln Hausflur, in dem er, nachdem die Hausthür geschlossen war, keinen Gegenstand unterscheiden konnte. Im Flüstertone teilte er dem laufenden Mädchen mit, um was es sich handle, und Koprowolskis Angebetete erklärte sich bereit, noch an demselben Abend den Polaken unzustimmen, wenn sie ihn nur trafe. Schlimmstenfalls aber treffe sie ihn morgen früh beim Bäcker.

Börner weudete sich zum Gehen und wollte sich nach der Hausthür tappen, er hatte aber nicht an den Wassereimer gedacht, den die Küchenfee vom Brunnen nach dem Hausflur mit sich genommen und in der Nähe der Hausthür niedergelegt hatte. Ein Stoß, ein Fall, ein Schrei Börners und er lag in ganzer Leibeslänge auf der Steinpflasterung, zum Teil übergossen von den Fluten des umgestürzten Wassereimers. Bevor er sich noch erheben konnte, erschien Licht. Der Pastor mit seiner Studierlampe und hinter ihm die Frau Pastor, welche sofort loswetterte:

„Endlich erwischt! Das ist der unverschämte Mensch, der schon seit Wochen allabendlich um unser Haus herumstreicht, um mit unserem Mädchen ein Verhältnis anzufangen.“ (Das Mädchen war verjähwunden.) „Der Unverschämte, jetzt magt er sich bis in unsere Wohnung, ist das eine Frechheit!“

(Schluß folgt.)

Ein Jubilar sonder Gleichen.

Nachfolgende interessante Schilderung entnehmen wir der Didaskalia: Der Nestor der Düsseldorf'scher Künstler hat jüngst seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Im Vollbesitz aller geistigen Kräfte konnte Johann Wilhelm Preyer den Tag erleben, frisch schaffend beschloß er sein neunundsiebzigstes Jahr, in voller Thätigkeit begann er sein achtzes Jahrzehnt. Und der durch körperliche wie geistige Gesundheit gleich ausgezeichnete, im Fache seiner Kunst als der erste Meister hochgeschätzte Mann hat die Figur eines achtjährigen Knaben, eine zierliche durchaus proportionierte Kindergestalt. Sein kleiner Körper hat den Leiden des Alters besser widerstanden, als die kräftigsten Gestalten seiner Jugendgenossen, er hat die Kollegen alle überlebt, die gleich ihm im

ersten Decennium unsres Jahrhunderts geboren waren.

Preyers Eltern, schlichte Bürgerleute aus der Fabrikstadt Rheydt, hatten drei Söhne und eine Tochter. Während die letztere, gleich dem Vater und der Mutter normal, gewachsen war, blieben alle drei Brüder Zwerge, über die Größe achtjähriger Knaben kam keiner hinaus. Der älteste Sohn hatte gleichwohl den Mut, sich dem Kaufmannsstande zu widmen und besaß Humor genug, von seiner seltsamen Gestalt Nutzen zu ziehen, bald zur Ergötzung seiner Umgebung, bald im Interesse seines Geschäftes. Er berichtete sehr gern von seinen Erlebnissen. Einst stand er auf dem Comptoir seines Prinzipals an dem kleinen, eigens für ihn konstruierten Pulte, als ein Bauer hereintrat. Der biedere Landmann hatte ein paar Minuten zugehört, wie der Kleine mit dem Hauptbuche hantierte, dann trat er herzu, hob den vermeintlichen Knaben vom Schemel herunter und erregte damit laute Heiterkeit unter dem Personal. Als Reisender für ein Papiergeschäft trieb Preyer gern Scherze aller Art auf Grund seiner Miniatur-Ercheinung. Er ließ sich u. a. einmal von einem besonders lang gewachsenen Kollegen bei einem Kunden einführen, schlüpfte unter des Riesen großen Mantel und harpte seines Stichwortes. Als der Kunde dem Goliath auf dessen Empfehlung antwortete: „Ich bin bereit, Ihrem Freunde einen Auftrag zu erteilen, wenn er kommt,“ trat der Pygmaeus aus seiner sonderbaren Coulotte hervor. Daß viele Leute dem munteren Miniatur-Commis-voyageur vorzugsweise gern Bestellungen gaben, kann man sich denken.

Die beiden jüngern Söhne mißmeten sich der Malerei, beide waren hochbegabt und lebten vereint, bis der jüngste zu Ende der dreißiger Jahre starb.

Als Peter von Cornelius die Reorganisation der Düsseldorfer Kunstschule übernommen hatte, trat Johann Wilhelm Preyer, damals neunzehn Jahre alt, als Schüler bei ihm ein. Er wählte nach Absolvierung des Antikenjahres und der Malklasse das Genre „Stilleben“ und gleich sein erstes Bild, ein Blumenstück, zeugte von eminentem Talent. Hatten die ältern Künstler, besonders aus der niederländischen Schule, sich vorzugsweise eine getreue Nachahmung der Natur zur Aufgabe gemacht, so ging Preyer einen Schritt weiter; er wußte in der Zusammenstellung der Blumen, Früchte, Tafelgeräte zc. sich von allen Vorgängern so vorteilhaft zu unterscheiden, daß sein Gemälde sich auf den ersten Blick hervorhob. Er lieferte damit den Beweis, daß die Komposition auch bei leblosen Gegenständen sehr viel zum Reize beiträgt.

Die Werke der Niederländer zu studieren ging Preyer im Jahre 1835 von Düsseldorf aus nach Holland. Wenig, Vater und Sohn, interessierten ihn in den dortigen Galerien vorzugsweise, doch adoptierte er nur zum Teil das Genre dieser Meister; Wildpret u. dergl. malte er nicht. Wieder zur rheinischen Kunstschule heimgekehrt, schloß Preyer ein enges Freundschaftsbündnis mit Hasenclever, der damals mit seinem ersten Gemälde: „Der Kandidat Jobs im Examen“ sein Meisterstück gemacht, so lieferte nun Preyer sein bestes Werk mit dem Bilde

„Der Rheinwein im Römer“. Von Trauben, Weinlaub, Rüssen und andern Obstfrüchten umgeben prangt ein großes gefülltes Römerglas auf der Tafel und auf dem dunkeln Goldgrunde des Weines spiegelt sich das Porträt des Malers ab, wie er nahe am Fenster seiner Werkstatt malend vor einer Staffelei sitzt. Es ging dies Gemälde gleich nach der Vollendung in den Besitz des Konsuls Wagner in Berlin über, wurde in des Grafen von Raczyński Kunstgeschichte in Nachbildung aufgenommen und befindet sich jetzt neben fünf andern Preyerschen Werken in der National-Galerie zu Berlin.

Mit Hasenclever begab Preyer sich Ende der dreißiger Jahre nach München. Hier, im Eldorado aller Freunde des Gerstenjastes, kam der kleine Künstler, den seine Genossen längst als großen Maler anerkannten, auf den Gedanken, eine Art Apotheose der Gegenstände des Bierchwelgs zu liefern. Er erkor dazu den bevorzugten Trank, welcher von seinem Ursprunge, von der norddeutschen Stadt Gimbeck den korruptierten Namen „ein Boß“ erhalten hat, er malte das Boßbier im Glase, umgeben von allen kompakten Nahrungsmitteln, die beim „Boß“ verzehrt werden: Käse, Brot, Kettig, Wurst zc. und wußte diesen an und für sich profaischen Dingen eine Art von poetischen Zauber zu verleihen. Beim Anblick der ungemein delikate dargestellten Genußmittel lacht das Herz jedes Bierfreundes, welcher das Gemälde der Münchener Pinakothek sieht, und wer im Hofbräuhaus zecht, möchte gewiß wünschen, daß er einmal die betreffenden guten Gaben Gottes so elegant und sauer vorgesetzt erhielte, wie Preyer sie gemalt hat.

Eine mit seinem treuen Pylades gemeinsam unternommene, 1840 ausgeführte Reise nach der Schweiz und nach Ober-Italien setzte Preyer in den Stand, Südsüchte nach der Natur zu malen; drei Jahre später machte er zu gleichem Zwecke einen Ausflug nach Bozen. Dann nahmen Hasenclever und Preyer ihren dauernden Aufenthalt in Düsseldorf.

In der Kunststadt am Rhein lebte ein zweiter Zwerg, Jakob Lehnen aus Hinterweiler bei Coblenz, in ebenfalls hoch begabter Künstler, dessen Stilleben-Bilder, vorzugsweise Wildpretstücke, zahlreiche Liebhaber fanden. Er wurde sehr bald mit Preyer befreundet, man sah die beiden Miniatur-Figuren oft nebeneinander; die Größe differierte sehr wenig, um so mehr unterscheiden sich die Köpfe. Preyers männlich-schönes Antlitz war von prächtigen dunkelbraunen Locken umrahmt und sein Schnurrbart zierte die regelmäßigen Züge; Lehnen hatte schlichtes, semmelblondes Haar, ein unschönes Profil und viele Runzeln im bartlosen Gesicht. Während Preyers Organ männlich klang, hatte Lehnen eine Kinderstimme, und wenn man seine durchbringenden Laute aus der Kunstgenossen Tafelrunde vernahm, glaubt jeder, die Maler hätten einen Knaben in ihren Kreis gezogen. Lehnen verkehrte viel im ersten Gasthof von Düsseldorf, den Fremden eine interessante Kuriosität; er wurde der Gegenstand vieler Anekdoten und hatte auch Humor genug, auf einen Scherz einzugehen, wenn fremde Gäste, zumal Damen, ihn als Kind behandelten. Die Verwechslungen kamen indes lange

nicht so häufig vor, als sie erzählt wurden, die meisten Anekdoten über die berühmten Zwerge von Düsseldorf sind Mythen. Von den seltsamen Erscheinungen getäuscht zu werden, passierte in der Regel nur Kindern; diese hatten dann viel zu erzählen, denn ihre Naivität wurde von beiden Künstlern stets sehr freundlich aufgenommen.

Seit 1849 lebte Preyer, der einige Jahre nachher seinen treuesten Genossen Hasenclever und seinen Kollegen Lehnen durch den Tod verlor, ununterbrochen in Düsseldorf. Er hat sich seit jenem Jahre einen eigenen Herd gegründet. Einen Sohn und eine Tochter erzog er als seine Schüler, beide sind angesehenen Mitglieder der dortigen Künstlerschaft, ihre Gemälde sind beliebt bei allen Freunden des Stillleben-Genres. Ist ja doch der Name Preyer seit sechszig Jahren bekannt und hochgeschätzt in den Kreisen der Kunstfreunde diesseits und jenseits des Rheins. Von des Vater Preyer Bildern befindet sich ein großer Teil in Amerika und von den europäischen Galerien haben die meisten mehrere seiner Kunstschöpfungen aufzuweisen. Er hat infolge seines langen Lebens und seiner bis zur Stunde ungeschwächten Schaffenskraft eine sehr große Zahl von Gemälden geliefert, obgleich die ungemein detaillierte Ausführung eines jeden viel Zeit in Anspruch nahm und er niemals ein Werk von der Staffelei entließ, ohne es bis zur höchsten Vollendung gebracht zu haben.

Soziale Bilder aus Amerika.

„Hinter den Coullissen des New-Yorker Thalia-Theaters hatte ich einmal während einer „Wilhelm Tell“-Aufführung Gelegenheit, den sozialen Verhältnissen Amerikas leise den Puls zu fühlen,“ schreibt Aloys Wohlgemuth in einer „Amerikanische Statisten“ überschriebenen Skizze in der N. Fr. Presse. Ich spielte den greisen Attinghausen. Die erste Scene des zweiten Aktes, in welcher der ehrwürdige Patriarch dem prahlenden Neffen seine politische Fahnenflucht vorhält, war bereits vorüber. Nun hatte ich zwei lange, lange Stunden zu harren, bis zu dem Momente, wo der Patriot seinen Landsleuten sterbend das beherzigenswerte Vermächtnis hinterläßt: „Seid einig, einig, einig!“ Hinter den Coullissen wird gar viel Zeit verschnitten und diese Zeitabfälle lassen sich leider nicht einmal wie die Stoffreste der Schneider als Flecke verwerten, sie müssen einfach wegwerfen werden in den großen Papierkorb der Zeit.

Was sollte ich anfangen? Karten spielen, wie es so manche meiner Kollegen in gleichem Falle zu thun pflegen? Aber Schopenhauer, Richard Wagners Leibphilosoph wider Willen, behauptete, das Kartenspiel sei der deklarierte Bankerott aller Gedanken. Bier trinken lassen und zechen? Solches läuft wider einen gestrengen Theater-Ulkaß. Ein Buch lesen oder eine Rolle memorieren? Unmöglich! Der Skandal hinter den Coullissen zerhackt jede Gedanfenthätigkeit. Wie also, brütete ich, die Zeit geschickt ein Schnippchen schlagen?

Im Hintergrunde der Bühne bildeten mehrere Wolkensoffiten, Nasenbänke, zertrümmerte Throne, auf einen Fleck zusammengeworfen, einen kleinen

Hügel. Auf diesen warf ich mich und sah zu, wie nicht ferne von mir ein subalternes Theaterschneider die Statisten in ihren Beruf steckte. Die Sache fing schnell an, mich zu interessieren; denn die Art und Weise, wie der Schneider seine Leute dramatisch zubereitete, war drollig genug. Das neunzehnte Jahrhundert, so schmutzig es auch war, zog er ihnen nicht einmal vom Leibe. Der ganz bekleidete Mensch wurde unten in ein paar Rittersstiefel ohne Haken und oben in einen abgedankten Waffenrock gesteckt, der sich so wenig Knöpfe erhalten hatte, daß sie auf der weiten Tuchfläche ein wahres Einsiedlerleben zu führen schienen. Zwischen diesen beiden Bekleidungsobjekten vermochte man aber, da auf der Bühne der Schein bekanntlich die Wirklichkeit nicht erreichen soll, die Straßenhosen des Bekleideten deutlich zu bemerken. Jetzt band man ihm auch einen Ritterfragen, der im Prinzipte, aber auch nur im Prinzipte die Unschuldssfarbe trug, um den Hals und reichte ihm eine echte Halsklinge. Der Friseur, welcher dem Schneider als Helfershelfer beigegeben war, klebte dem Geduldigen als Bart ein Stück Wolle ins Gesicht, die aber häufig die Farbe des Haupthaars der Bekleideten vollkommen injurierte. Dann ließ er jeden Einzelnen unter seiner Faust erröten, indem er ihm mit einer dicken Stange „Kugellack“-Schminke herzlos über die Backen fuhr. Ich betrachtete diese ewigen Schweiger etwas genauer und fand zu meinem Erstaunen viele intelligente Gesichter darunter. „Gestatten Sie mir die Frage,“ redete ich einen jungen Mann an, der mir zunächst stand, „auf welche Weise gerieten Sie in dieses Gewand? Wer sind Sie?“ — „Was ich bin?“ lautete die Antwort, „mein Gott, Sie sehen mich in meinem vollen Berufe, seit Monaten bin ich nichts als ein Statist des Thalia-Theaters und lebe davon. Vor einem Jahre freiwillig war ich noch sächsischer Offizier. Mein Name ist Freiherr v. X. Mein Vater ist Geheimrat in Dresden, eine Spielschuld, die ich nicht zu zahlen vermochte, zwang mich, mein Vaterland zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Ich habe Aussicht, in die amerikanische Armee einzutreten.“

„Aber,“ entgegnete ich, „dieweil das Gras wächst —“

— stirbt ein armer Statist,“ fiel er ein. „Schon wahr. Nun, warum war ich ein Lump, Amerika ist mir ganz gesund; hier heißt es: Friß, Vogel, oder stirb.“ —

„Ich bin ein Wiener,“ begann jetzt im lebenswürdigen Dialekt seiner Heimat ein schlankgewachsener hübscher junger Mensch, „und gerade deswegen schimpfe ich nicht aufs schöne Geschlecht, obwohl auch ein Mädels daran schuld ist, daß ich jetzt in der Affenjacke stecken muß. In ein Chormädel von der Wieden hab ich mich vergafft. Mein Vater, ein reicher Spießbürger, war fuchsig, so hab ich alles Geld, das ich nur hab kriegen können, zusammengepackt und 's Mädels dazu und hin davon. Erst sind wir nach Italien gegangen. Dann haben wir uns in Genua nach Brasilien einschiffen lassen, damit wir nicht erwischt werden. In Rio de Janeiro haben wir vier Wochen zugebracht und nachher einen Rutscher nach Mexiko riskiert, wo wir wieder ein

paar Wochen fürs teure Geld schwitzen konnten. Dann ist's nach Havanna gegangen. Hier haben wir flots darauf weitergewirtschaftet. Eines Abends aber — wir waren erst vier oder fünf Tage in Havanna —, wie ich von einem Spaziergang zurück ins Hotel kam, wars Zimmer leer, 's Bogenl ausgeflogen. Damit mir der Abschied von meinem Schatz aber noch schwerer wird, hat mir der Engel auch alles Geld mitgenommen, was noch zu Hans war. Wer weiß, welchen reichen spanischen Sklavhalter sie jetzt zu ihrem Sklaven gemacht hat. Mir ist knapp so viel geblieben, um die Reise nach New-York zu machen. Jetzt sitz ich da ohne Geld und muß einen Statisten machen, bis mir mein Alter wieder verzeiht. Es ist zum Märtyrwerden!"

"Nun, Sie haben doch die Welt gesehen, Italien, die Tropen." — "Ich bitte, lassen Sie mich damit aus," lautete die Antwort, "mir geht nix über Wien. Ein Gollasch beim Küßfuß und ein Scitel Pilsener sind mir lieber wie die ganzen Tropen." —

"Und was veranlaßt Sie, mein Herr, unter die Statisten zu gehen?" fragte ich einen feisten Goliath, dessen eiserne Glieder seinen knappen Waffenrock jeden Augenblick zu sprengen drohten. "Ich sehe Ihre Finger mit kostbaren Ringen bedeckt." — "Ich bin Metzger, aber meine einzige Passion ist das Theater. Ich habe schon ein Theater gründen wollen, nur um das Coulissenleben kennen zu lernen. Da hat mir ein Schauspieler, mit dem ich bekannt bin, den Rat gegeben: Das können Sie billiger genießen. Welden Sie sich als Statist beim Insipienten des Thalia-Theaters; jedenfalls können Sie der Kunst auf diese Weise weniger gefährlich werden und haben eine geringe Verantwortung. Sie sehen, ich habe den Rat meines Freundes befolgt. Zwar ersüßte ich fast in der Zwangsjacke, die man mir angelegt," fügte der im Schweiß seines Enthusiasmus Triefende hinzu, "aber diese Tortur finde ich süß."

Der Darsteller des Rudenz, welcher inzwischen an meiner Seite Platz genommen hatte, erzählte nun, daß es die Schauspieler des Westens ähnlich treiben wie der dramatisch angehauchte Metzgermeister. Da sie zumeist wöchentlich nur einmal und zwar am Sonntag spielen, so bleibt ihnen Zeit genug übrig für ein zweites Gewerbe. Marquis von Posa benutzt weniger die Gddankensfreiheit, welche ihm Amerika gewährt, als die Gewerbefreiheit, und verkauft seinen Enthusiasten am Tage Würste oder Cigarren. Don Carlos photographiert und hat großen Damenzuspruch. Franz Moor rastert und hat dadurch den Vorteil, Publikum und Recensenten im Laufe der Woche mehrmals an der Gurgel zu haben — was seine Darstellung wöchentlich nur einmal bewirkt. "Ich selbst war in St. Louis Bierwirt," erzählte Rudenz weiter, "und habe mir dort, aufrichtig gestanden, mehr Mühe mit meinen Rollen genommen, als hier, denn, war das Publikum begeistert, so war nach der Vorstellung mein Bierlokal voll."

"Eine ebenso neue als herrliche Verquickung von Kunst und Gewerbe," bemerkte ich.

"Aber, sagen Sie mir," wandte ich mich wieder an den Metzgermeister, "was machen Sie mit den

25 Cents, die Ihnen als Honorar allabendlich für Ihre stummen Kunstleistungen ausbezahlt werden?"

— "Die schenke ich", lautete die Antwort, "meinem Kameraden — natürlich dem vom Ritterstiefel."

Ein junger untergesetzter Krauskopf, den ich jetzt bat, seine Statisten-Carrière zum Besten zu geben, erzählte: "Ich bin von Profession Maschinen Schlosser und in Danzig zu Hause. Vor acht Monaten trat ich dort in Militärdienst. Aber das Conjonieren von meinem Unteroffizier war nicht zu ertragen. Ich kam mir vor wie ein Hampelmann an der Strippe. Vier Wochen hatte ich die Zähne übereinandergebissen, dann bin ich aber davongelaufen. Zuerst nach Hamburg. Hier habe ich die vielen Schiffe im Hafen liegen gesehen und habe mir gedacht: Schwere Not, wenn Du nach Amerika gehen könntest! Jeden Tag stand ich am Hafen, da, wo die Schiffe nach Amerika abgehen. Ein junger Mensch, ein Primaner, der die Schule geschwänzt, weil ihm das Griechische zu hart angekommen ist, stand auch täglich wie ich auf demselben Plage und hat wie ich den Dampfer angeschmachtet, der zuerst nach New-York abgehen sollte. Wir haben uns bald verstanden. Wie es aber anfangen, ohne Geld hinüberzukommen? Wir gingen zusammen zum Kapitän und haben ihn gefragt, ob er uns als Schiffs- oder Küchenjungen mitnehmen möchte. Alles besetzt, war die Antwort. Was jetzt anfangen? Hinüber müssen wir, hat es bei uns geheißt. Und wir haben's auch durchgesetzt. Wir beobachteten nämlich, wie die Matrosen am Tage, bevor das Schiff in See gehen sollte, die sechs Notboote des Dampfers mit dickem Segeltuch bedeckten. Am späten Abend schlüpfen wir nun ungeschrien aufs Schiff, kletterten in eines der Notboote und schlüpfen unter das Segeltuch. Die Matrosen spannten es früh fest um das Boot, wir aber muickten uns nicht und blieben unentdeckt. Aunderthalb Tag hielten wir es drinnen aus ohne Nahrung, dann trieb uns der Hunger, unser Versteck aufzugeben. Auch berechneten wir, daß das Schiff sich jetzt schon lange im Kanal befinden müsse und unsertwegen schwerlich umkehren werde. Wir begannen nun so lange an unserer Gefängnisthür zu kratzen, bis die Matrosen aufmerksam wurden. Zuerst glaubten sie, die Schiffskage habe sich vor der Abfahrt in das Boot verirrt, und waren nicht wenig erstaunt, als, indem sie das Segeltuch lüfteten, vier ganz andere Beine als Katzenbeine aus dem Boote sprangen. Der Kapitän, zu dem wir so gleich gebracht wurden, mußte zuerst nicht, ob er lachen oder sich ärgern solle. "Marsch in den Heizraum, Ihr Lumpen!" schrie er endlich wohlwollend, "dort könnt Ihr Fahrt und Kost abarbeiten. Aber", fügte er hinzu, "vorher in die Küche, Ihr müßt ja ausgehungert sein wie die Juden am Verlöhnungstage." Zwölf Tage haben wir dann im Heizraume gearbeitet. Mein Kamerad, der Student, hat gestöhnt, noch mehr wie bei seinen griechischen Büchern. Es gibt nämlich keine schwerere Arbeit als die im Heizraume eines Schiffes. Die Hitze ist schier unerträglich und es soll oft genug vorgekommen sein, daß die Heizer, als wäre ihnen plötzlich ihr Gehirn verjengt worden, die Schaufel wegwarfen, die Treppe emporeilten und sich

kopfüber über Bord stürzten. In New-York angekommen, hat mein Kamerad bald in einem Kaffeehaus eine Stelle als Kellner gefunden, wo er auch bis zur Stunde fleißig arbeitet. Ja, Amerika ist eine Besserungsanstalt für arbeitscheue Europäer. Auch ich war bisher in einem Austerngeschäft als Kellner bedienstet, habe aber leider meinen Posten vor einigen Wochen verloren und muß nun von dem Leben, was ich mir als Statist verdiene. Indessen habe ich Aussicht, bald Arbeit in einem Bergwerke in Canada zu finden."

Nachdem der junge Mann seine Rede beendet hatte, bat ich die Herren, mich doch in die Geheimnisse einzuweißen, die es ihnen ermöglichen, mit täglich 25 Cent in dem teureren New-York ihr Leben durchzubringen. Darauf ergriff der Generalredner, der sächsisch-Preussische Baron, das Wort und sagte: „Wie Hunger der beste Koch ist, so sind auch Mangel und Not die besten Sparmeister. In einem großen Zimmer, das wir gemeinschaftlich gemietet haben — denn wir sind Kommunisten aus Verzweiflung und Galgenhumor — schlafen wir je drei Mann in einem Bette. Diesem Komfort opfern wir einen großen Teil unseres Einkommens, nämlich zehn Cents täglich. Um standesgemäß zu erscheinen, wechseln wir wöchentlich einmal die Wäsche, was für jeden täglich fünf Cents ausmacht. Das Frühstück in einer Matrosenkneipe, bestehend aus einer Schale Kaffee und einer mächtigen Semmel, kostet wieder fünf Cents. Bleiben folglich noch fünf Cents für das Hauptmahl, das Mittagsbrot. Mit diese fünf Cents treten wir in eine der vielen Bierwirtschaften Newyorks, wo der Gast zu einem Glase Bier so viele Butterbrode essen darf, als er Lust hat. Die Politik der Wirte besteht darin, durch pikant belegte „Sandwich“ den Durst der Gäste zu reizen. Und wirklich trinkt der New-Yorker, wenn er ein oder zwei Butterbrode dieser Sorte isst, acht oder zehn Gläschen Bier dazu. Wir aber drehen den Spieß um und essen bei einem Glase Bier zehn bis zwölf Butterbrode weg. „Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück,“ haben wir soeben aus dem Munde Geßlers gehört.“ „Nun, und der Restaurateur?“ — „Ist ein Amerikaner und achtet das Prinzip.“ — „Und das Abendessen?“ — „Lassen wir uns von den Enthusiasten bezahlen.“

„Nur noch eine Frage, meine Herren Wohn- und Epkünstler, was fangen Sie an, wenn das Thalia-Theater einmal ein „Konversationsstück“ gibt, das sich ohne Ihre schätzbare Mitwirkung die Gunst des Publikums erwerben muß?“ — „Oh,“ entgegnete der Baron, „warum erinnern Sie mich an diese schwärzesten Tage meines Lebens? Auch der ehrgeizigste Schauspieler des Thalia-Theaters darf die Bildung des Repertoires nicht mit größerer Aufregung verfolgen als wir. Der Tag, an welchem ein Konversationsstück gegeben werden soll, wird in unserem Kalender schwarz angestrichen. Ist er endlich erschienen mit all seinen Schrecken, so schnallen wir den Riemen fester um den Leib, um den grimmigen Despoten in der Mitte des Körpers zu knebeln, und nennen den Hunger eine Nervosität des Magens.“

Diese Gespräche, die natürlich nur in Zwischen-

räumen, immer dann, wenn die Statisten sich einen Augenblick ihrem Berufe entziehen konnten, gepflogen wurden, halfen mir leichter als sonst, die lange Zwischenpause zwischen meiner ersten und zweiten Scene überbrücken. Plötzlich rief mir der Inspektor zu: „Bitte, auf ihren Posten. Die Sterbescene beginnt.“ In 25 Minuten war ich gestorben und abgeschminkt.

Was ist aus den Edelmetallschätzen geworden?

Wo befinden sich die ungeheuren Reichtümer, von denen die Geschichte erzählt, und über die wir schon als Schulkinder gestaunt haben? Wo sind die Goldkammern von Krösus und Salomo, von Cyrus und Sesostris? Was ist aus dem Hort geworden, den Schah Nadir dem Großmogul von Indien einst abnahm? Und wo stecken all die Massen Silbers und Goldes, welche aus Flüssen gewaschen und aus Bergwerken genommen worden sind? Ueber den Verbleib all dieser Schätze sind wir ganz und gar im Unklaren. Zwar können wir vermuten, daß ein großer Teil davon vergraben und veressen wurde, ein anderer mit untergegangenen Schiffen auf dem schweigenden Meeresgrunde liegt; doch diese Vermutungen genügen nicht, um das Verschwinden der zahlreichen Milliarden, welche früher von Menschen besessen wurden, zu erklären. Wahrscheinlich dürfte das Rätsel niemals gelöst werden; es ist keine Aussicht vorhanden, daß die Welt jemals einen verlässlichen Bericht erhalte über den gegenwärtigen Aufenthalt des vermißten Edelmetalls. Auch wissen wir nicht einmal, wie viel wir verloren haben; allerdings können wir es schätzen, aber ohne Anhaltspunkte für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit unserer Mutmaßungen. In der Regel sind, wo es sich um seltsame Statistiken handelt, Engländer diejenigen, die sich damit abgeben; ein Engländer berechnete die Zahl der Haare auf den Menschenköpfen, ein anderer die Zahl der Worte der Bibel u. s. w. Diesmal jedoch haben wir es ausnahmsweise mit einem Russen zu thun. Es ist ein Herr Tarrassenko Dvreschkow, der sich in einem kuriosen Buche („Gold und Silber“) u. a. die Aufgabe stellt, die eingangs aufgestellten Fragen zu beantworten, und alles ziffermäßig zu belegen — „beweisen“ kann man nicht recht sagen, denn beweisen läßt sich da schwerlich etwas. Der Kuriosität halber, so heißt es in einer Besprechung desselben in dem Beiblatt der Tribüne, mögen einige Daten aus diesen Untersuchungen hier einen Platz finden. Mittels umfangreicher Berechnungen wird behauptet, daß der Wert sämtlichen Edelmetalls, welches die Welt von der Erbauung des babylonischen Turmes an bis zur Entdeckung Amerikas, also bis zum Jahre 1492 besaß, sich auf sechszunddreißig Milliarden (gleich 1800 Millionen Pfund) belaufen habe. Es würde uns wenig nützen, hieran zu glauben oder es zu leugnen, denn wir haben weder für das eine noch für das andere Argumente. Da bisher eben nur diese eine Berechnung existiert, so müssen wir uns an sie halten. Was die Zeit nach Columbus betrifft, so hat sie uns mit nahezu doppelt so viel Schätzen

an Gold und Silber beglückt, als die Zeit vor diesem Entdecker der neuen Welt, der eigentlichen Goldwelt. Darüber ist kein starker Zweifel zulässig; hat doch sogar der vor sechs Jahren abgehaltene Brüsseler Münzcongreß angenommen, das Gold und Silber, welches seit dem letzten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts in den Besitz von Erdbewohnern gekommen sei, wäre etwa vierundsechzig Milliarden Mark wert. Somit hätten wir eine Summe von hundert Milliarden Mark während der Zeit von der Sündflut bis zur Gegenwart. Wo finden wir nun diese hundert Milliarden? Gegenwärtig besitzen Europa und Nordamerika nicht mehr Edelmetall als für sechshundredreißig Milliarden Mark (zwanzig Milliarden in Gold, sechszehn in Silber). Auf Südamerika, Australien und die civilisirten europäischen Kolonien mögen etwa vier Milliarden kommen. In der christlichen Welt befinden sich also beiläufig vierzig Milliarden. Davon dürften dreizehn Milliarden in Münze faktisch circulieren — „darüber sind die Gelehrten ziemlich einig“. Weitere zwanzig Milliarden, also die Hälfte figurieren als Schmuck, Geschirr und dergleichen. Wenn wir diese Ziffern als richtig annehmen, so bleibt uns nichts übrig, als von den fehlenden sieben Milliarden anzunehmen, sie seien verborgen. Der jährliche Verlust durch Abnutzung, Schiffbruch und andere Unfälle wird auf anderthalb Proz. des umlaufenden Geldes geschätzt; die Abfälle von brachliegendem und von in den Gewerben angewendetem Edelmetall werden auf ein Proz. taxiert. Demgemäß entsteht jedes Jahr ein Abgang von dreihundertzwanzig Millionen Mark. Dagegen aber beträgt die Neugewinnung von Gold und Silber jährlich achthundert Millionen. Hiervon müssen — nach Mac Culloch — außer diesen dreihundertzwanzig Millionen für Abnutzung noch zweihundert Millionen für Vermehrung der Umlaufmittel und zweihundertvierzig Millionen für den gewerblichen Gebrauch bestritten werden. Viel schwieriger ist es, mit den übrigen in den nicht christlichen Ländern vorhandenen 60 Milliarden fertig zu werden. Wohl weiß man, daß davon der größte Teil, besonders viel in Silber, seinen Weg nach Asien genommen, doch ist es schier unmöglich, über die Art der Verwendung Auskunft zu erhalten. Ein Nationalökonom hat sich dahin ausgesprochen, daß in Indien jetzt acht Milliarden in Münzen und Schmucksachen zu finden sind. Von 1852 bis 1857 — also bloß in sechs Jahren — sollen allein in Vorderindien und China zwei Milliarden in Silber vergraben worden sein. Auch von den ungeheuren Summen, die seit den Phöniziern bis heute nach Arabien gebracht wurden, hat sehr wenig wieder das Land verlassen. Wenn man sogar annimmt, daß von sechzig Milliarden zwanzig in verschiedenen Gestalten im Umlauf und Gebrauch sind, so bleiben denn doch noch vierzig ohne Paß, und es resultiert hieraus, daß — wie groß auch immer die Verluste durch Unfälle u. s. w. sein mögen — erstaunliche Quantitäten auf eine oder die andere Weise verstreut worden sind.

Eine neue Theorie über Gewitter.

In dem Bulletin de l'Academie de Belgique Ser. 3 hat Herr Spring eine neue Theorie über den Sitz und die Entstehung des Gewitters veröffentlicht, welche hier in Kürze wiedergegeben werden mag. Veranlassung zur Aufstellung dieser Theorie gab eine Beobachtung, welche er im vorigen Jahre auf der 2198 Mtr. hohen Urnenalp zu machen Gelegenheit hatte. Ein heftiges Gewitter hatte sich gebildet, welches sich, von vollkommen trockenen Schloten begleitet, entlud. Einer von Zeit zu Zeit eintretenden plötzlichen Steigerung des Hagelfalls folgte momentan ein vom Donnererschläge begleiteter Blitz. Erst als das Gewitter sich entfernte, fielen einige Regentropfen, und in demselben Maße als der Regen zunahm, wurden Blitz und Donnerschläge seltener, bis sie schließlich ganz aufhörten, als der Hagel dem Regen Platz gemacht hatte. Herr Spring schließt nun, daß er sich hier im Herzen des Gewitters befunden habe, da der Donner im Moment des Blitzes gehört wurde. Der Sitz der Elektrizität kann also nicht an der Oberfläche der Wolken gewesen sein, wie man bislang annahm, da eine Kondensation von Wasser in Form von Regen in der Atmosphäre zunächst gar nicht vorhanden war — der Regen trat erst ein, als das Gewitter vorüber war —; es ist daher in hohem Grade wahrscheinlich, daß sie sich an der Oberfläche der Hagelkörner befunden habe. Nun entsteht der Hagel, wie Osborne Reynold experimentell festgestellt und wie auch Spring beobachtet hat, dadurch, daß im feinen Graupelnebel bei einer Temperatur, die oft 10 Grad unter dem Gefrierpunkte liegt, sich eine große Anzahl von kleinen Graupelkristallen durch Regelation (Aneinanderfrieren) vereinigen. Dadurch verschwindet eine enorme freie Oberfläche, und mit dieser Oberflächerverminderung muß eine sehr große Entwicklung von Elektrizität vor sich gehen, die außerdem noch vermehrt wird durch die Reibung zwischen Hagelkörnern und Luft. Während nun die Hagelkörner eine der Elektrizitäten annehmen, nimmt das Reibzeug, die atmosphärische Luft, die andere an. Ist die Geschwindigkeit der Bildung und des Niederfallens der Hagelkörner sehr groß, so kann die elektrische Spannung hinreichend werden, damit sich die Elektrizität des Reibzeugs und des geriebenen Körpers wieder vereinigen.

Beim Niederfallen gelangt nun der Hagel in immer wärmere Schichten und schmilzt für gewöhnlich gänzlich, ehe er die Erdoberfläche erreicht. Darin würden also auch die großen Regentropfen, die beim Beginn des Gewitters vereinzelt fallen, ihre Erklärung finden. Nach einiger Zeit kann aber durch den Wärmeverbrauch beim Schmelzen des Hagels die Luft sich soweit abkühlen, daß Eis hindurchgehen kann, ohne völlig zu schmelzen. Erst dann hagelt es. Also sind hiernach die großen Hagelfälle bei Gewittern nicht die Folge, sondern gerade die Ursache der letzteren.

Um seine Theorie auch durch das Experiment zu stützen, zeigt Herr Spring, daß ein Luftstrom, der auf eine Messingkugel geleitet wird, in dieser Elektrizität hervorruft, und daß sich die Elektrizität

der Kugel und der Luft von Zeit zu Zeit vereinigen, daß sich also hier genau das Bild darbietet, welches sich in der Natur während des Gewitters zeigt. Dieser Versuch gelang sowohl bei trockener als auch bei feuchter Luft.

Ein Spruch ins Tagebuch.

Die Welt ist groß. Bist eingeladen
Auf vielen und vielfach verschlungenen Pfaden
Sie zu durchwandern. Die Auswahl ist reich,
Die Richtung verschieden, das Endziel — gleich.
Der Klügste kann irren, der Beste fehlen;
Magst unter tausend Wegen wählen,
Es fragt sich sehr,
Ob schließlich der,
Worauf in der That Du gegangen bist,
Auch wirklich der beste gewesen ist.
Drum laß die Andern
Den ihren wandeln,
Du gehe hinter den Deinen weiter,
Und hättest Du doch einen Fehlgriff gethan,
So trage die Folgen wie ein Mann!

Sinnspruch.

Da ist der schwerste Kampf in Wahrheit, wo's eigne
Herz des Schlachtfeld ist,
Wo sich des Geists errungne Klarheit mit des Gemüthes Träumen mißt.
Da ist der schönste Sieg hienieden, wo keiner sich
besigen läßt,
Wo beide Kämpfenden in Frieden sich einen zum
Versöhnungsfest. C. Siebel.

Lesefrüchte.

Ein Weib ist wie ein Krieger, der den Harnisch nur anlegt, wenn er von einem Gegner bedroht wird, dessen Waffen er fürchtet.

Wie Rosen-, so sind auch Mädchentnospen reizend anzuschauen; aber wer nicht nur die Farbe liebt, sondern auch den Duft: Erfrischung, Anregung, Bereicherung für die Seele, der soll sich der erschlossenen Blüte zuwenden.

Wärmende Sonne der Schöpfung, o Weib! —
Du Seele des Lebens, Alle, breite den Duft über
die Dede des Thals!

Selbstverachtung ist die höchste Staffel moralischen Elends.

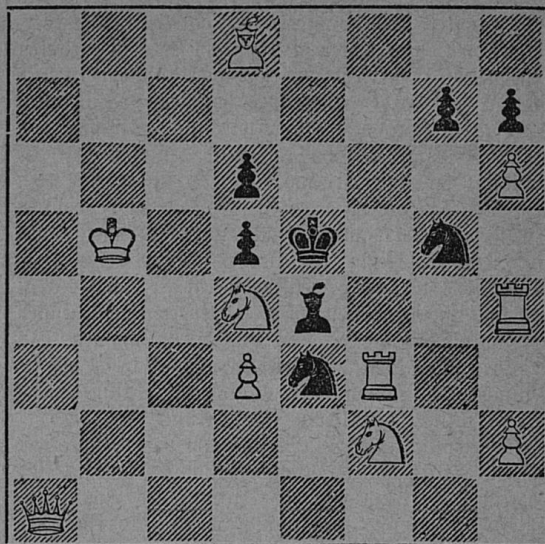
Die Liebe bedeckt Mängel und erkaltet nicht bei der Entdeckung derselben; Bewunderung allein verlangt ein makellofes Objekt.

Je weiter wir in die Ferne sehen, um so näher liegt unser Grab.

Wir besuchen so lange fremde Gräber, bis wir unser eigenes finden.

Schachaufgabe

von
P r a d i q u a t,
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 17 des Erzählers:

- A. 1. D a 7 — a 2 1. K h 5 : Sp g 6.
2. Sp d 5 — f 4 mat.
C. 1. 1. Sp d 3 beliebig.
2. Sp d 5 — f 6 mat.
D. 1. 1. L d 6 beliebig.
2. L c 2 — d 1 mat.
B. 1. 1. K h 5 — g 4.
2. L c 2 — d 1 mat.

Richtig löst von C. M. S. hier.

Rätsel.

Ich bin ein Blatt, bald groß, bald klein,
Du siehst mich leer, bemalt, beschrieben;
Bald heiß ich grob, bald bin ich fein,
Gar leicht beschmutzt und abgerieben.
Mein allgemeiner Name schließt,
Die sehr verschiedenen Namen alle,
Die man bald von mir hört, bald liebt.
Wenn ich im Spiel auch nicht gefalle,
Schickt mich doch wohl so manches Haus
Als seinen stummen Sprecher aus.
Durch Stadt und Land, ja durch die Welt,
Durchs Meer und durch das Himmelszelt
Reist jetzt noch mancher Passagier
Gefahrlos, frank und frei auf mir.

Auflösung des Rätsels in Nr. 18 des Erzählers:

Der Gruß.

Richtig angegeben von Cath. Müller und Fr.
B. in Düsseldorf, G. H. in Benrath, C. S. in
Ohligs.